

CATLEEN
CONRAD

WOLFSPRINZESSIN

DAS WESEN DER ZEIT

RHOMBOS-VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind abrufbar im Internet: <http://dnb.d-nb.de>

Bildnachweis:

Umschlagfoto: Seite 1: Wolfs Princess_Christel Mückter / Pixelio.de;

Rückseite: Echino/Pixelio.de

Zeichnungen: Catleen Conrad, Karte auf Seite 4: Catleen Conrad

(Überarbeitung: Sandra Lotzing)

Umschlaggestaltung und Lektorat/Satz :

Rhombos-Verlag, Bernhard Reiser, Berlin

RHOMBOS-VERLAG

Kurfürstenstr. 15/16

D-10785 Berlin

Internet: www.rhombos.de

E-Mail: verlag@rhombos.de

Verkehrsnummer: 13597

Kontakt zur Autorin: www.wolfsprinzessin.de

© 2010 RHOMBOS-VERLAG, Berlin

© 2016 RHOMBOS-VERLAG, Berlin
überarbeitete, 2. Auflage

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ohne schriftliche Einwilligung des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: PRINT GROUP Sp. z o.o.

Printed in Poland

Gedruckt auf Munken Pure, hergestellt ohne Zusatz von optischen Aufhellern (OBA), FSC- und PEFC-zertifiziert, alterungsbeständig und säurefrei gemäß ISO 9706

ISBN 978-3-941216-42-6

Für meine liebe Mutter,
deren Liebe und Aufopferung
uns immer ein Schutzschild war
und stets sein wird.



FIRDHAN

FÜRST DER IRIMOEN
WOLFE

SOLOGHEL-
EBENE

HJAGOS-TOOTH
STELHORN

WINTERGEBIRGE

NORDBRÜCKE

NEBELWALD

SILBERNER
WALD

TARTALMANS
HÜTTE

WHYSPEE

WALDLÄNDCHENS
BUNTER
HUND

ELFWIND

KANOEN KLAMM

FUCHS-
KLAN

HAL

LHUN

HORMASGEBIRGE

DAMAGED-
HÖHEN

GRÜNE
KLEINE

OTTERKLAN
NECHAM

WOLFSKLAN-MANDAS
HAUS
SANLAS

KAMFOLD

WAELOKTAN

FAKLON

ODLANDPASS

FENNFORDE

MÖWENKLAN

NACHT

Schwarze Wolken flogen über das Land und ballten sich über den Wäldern zu einer dichten, dunklen Masse. Von weitem drang ein dumpfes Grollen durch die schwüle Nachtluft. Ein greller Blitz zuckte über den Himmel und erhellte kurz die Finsternis. Mit einem lauten Knall entlud sich der heranwühlende Donner, ehe er leise grummelnd verstummte. Wenig später zerplatzten dicke Regentropfen auf dem ausgetrockneten Erdboden. Es war, als würde die Natur, die seit Wochen unter sengender Hitze gedarrt hatte, unvermittelt aufatmen.

Unter dem Schutz einer alten Filzdecke leuchteten in der Dunkelheit zwei Kinderaugen auf und beobachteten fasziniert das Schauspiel der Natur. Der Donnerknall war verhallt. Nur das monotone Geräusch der Regentropfen war noch zu hören. Unstet prasselten sie auf das Dach des Planwagens, der unweit einer alten Buche am Rande eines Waldes stand. Kräftiges Blätterrauschen begleitete jeden Windstoß, der die mächtige Baumkrone erreichte. Irgendwo in der Ferne heulte ein Wolf.

Vorsichtig hob das kleine Mädchen unter der Filzdecke seinen Kopf und lauschte. Mit einer Handbewegung wischte es sich eine weißblonde Haarsträhne aus dem kindlichen Gesicht und spähte hinaus in die dunkle Nacht. Irgendetwas schien seine Aufmerksamkeit erregt zu haben. In das monotone Trommeln des Regens hatte sich ein leiser, heller Gesang gemischt. Von Neugierde ergriffen hüllte das Kind sich in seine Decke und schlug die Wagenplane zur Seite.

Sofort drang ein kühler Luftzug in das Innere des Wagens bis zu den Schlafplätzen in der hinteren Ecke. Dort lagen auf weichen Fellen ein Mann und eine Frau. Der Mann ließ im Halbschlaf ein kurzes Brummen vernehmen, dann drehte er sich zur Seite und legte seinen Arm um die dunkelhaarige Frau, die neben ihm schlief. Kurz darauf waren wieder seine regelmäßigen Atemzüge zu hören.

Das kleine Mädchen warf noch einen Blick zurück in den Wagen, ehe es, von der Melodie dieser geisterhaften Stimme angelockt, vorsichtig die Wagensprossen hinabkletterte und den Lagerplatz verließ. Bei jedem Schritt gluckste der regennasse Boden unter den nackten Füßen. Hin und wieder blickte das Mädchen zurück, doch in der gähnenden Finsternis ringsum konnte es den Wagen nicht mehr erkennen.

Vom Klang der Melodie magisch angezogen, tastete sich das Mädchen unbeirrt durch den Wald. Nach einer Weile riss die Wolkendecke auf und es zeichneten sich im fahlen Licht des Mondes schattenhaft die Umrisse der Bäume ab. Ab und zu ging ein unheimliches Ächzen und lautes Knarzen durch den Wald, wenn ein Windstoß an den Stämmen und Ästen zerrte.

Plötzlich verstummte die Melodie. Verunsichert blieb das Mädchen stehen und lauschte. Nichts – kein Ton war mehr zu hören. Kurz darauf raschelte es ganz in der Nähe und ein Schniefen war zu hören. Das Mädchen erschrak und verbarg sich verängstigt hinter dem Stamm einer knorrigen Buche. Es vergingen bange Minuten, ehe es wagte, wieder hervor zu schauen.

Ganz in der Nähe war deutlich ein Winseln zu hören. Wieder raschelte es. Wie gebannt blickte das Mädchen auf

die langen Wedel breit gefächerten Farns, der sich wie ein schwarzer Teppich auf die Wurzeln der alten Bäume legte. Was war dort? Das Herz des Mädchens pochte vor Aufregung, doch nach einer Weile siegte die Neugierde über die Furcht. Die Decke fest an sich gedrückt, schlich sich das Mädchen vorsichtig an. Als es sah, dass sich die Blätter einer Farnpflanze bewegten, verharrte es regungslos und ließ die verdächtige Stelle nicht aus den Augen. Kurz darauf teilten sich die Fächer des Farns und ein kleines, vom Regen durchnässtes, graues Fellknäuel tapste hervor. Mit halb geöffneten Augen stolperte es ungeschickt über seine flauschigen Pfoten, stieß mit der Nase an einen Stein und fiepte ängstlich. Entzückt von der Unbeholfenheit eilte das Mädchen herbei, setzte sich nieder und streckte die Arme danach aus. In diesem Moment erhellte ein Blitz die Nacht und gab die Sicht frei auf einen großen, weißen Körper, der halb verborgen zwischen Farnen und Sträuchern am Boden lag. Mit einem spitzen Schrei sprang das Mädchen zurück. Für einen kurzen Augenblick hatte es den starren Blick der ausgewachsenen Wölfin deutlich vor sich gesehen. Das vor Nässe triefende, weiße Fell des Tieres war an der Bauchseite dunkel verfärbt.

Blut.

Die Wölfin war tot.

Das Mädchen löste sich erst wieder aus seiner Schreckstarre, als es an seiner nackten Wade die regenfeuchte Nase des Welpen spürte. Im gleichen Augenblick schien es dem Mädchen, als würde sich mitten im Wald ein Vorhang aus gleißendem Licht öffnen. In einem großen Strahlenkegel waren verschwommen die Gestalten lachender, tanzender Mädchen zu sehen. Kurz darauf verschwand diese Illusion und die Nacht hüllte den Wald wieder in Dunkelheit.

Halbblind tapste der Welpen über die Füße des Mädchens und musste plötzlich niesen. Das Mädchen warf einen letzten Blick auf die tote Wölfin. Dann hob es den klatschnassen Welpen vom Waldboden hoch. Vorsichtig schob es ihn unter die Decke und drückte ihn ganz fest an sich.

DIE STADT

Die goldene Herbstsonne strahlte über die weite Sologhelebene. Blaue Gebirge, deren mächtigen Spitzen ganzjährig mit Schnee bedeckt waren, türmten sich im morgendlichen Nebel auf. Ein sanfter Wind, der die Wipfel der üppigen Wälder Lirdhans streichelte, wirbelte die ersten farbigen Laubblätter von einer nach Heu duftenden Wiese auf und trug sie weit fort über das Land gen Westen. Immer wieder kräuselten sich die Blätter und sanken herab, doch bevor sie den Boden berührten, wurden sie erneut aufgefangen und vorangetrieben.

Es schien, als folgte der Wind einer leisen Melodie, die ihn über Lirdhans Grenzen hinaus nach Faklon lockte. Unten am Boden ruhten – noch halb verschlafen – kleine, versteckte Dörfer. Im Süden erhob sich Waelloktan, die graue Stadt des Königs Torrez. Unermüdlich trieb der Wind seine farbige Fracht darüber hinweg in Richtung Horomasgebirge. Dort stand ein junges Mädchen auf einem Felsvorsprung, das mit hell klingender Stimme ein Lied vor sich hin sang und dabei über das Land spähte, das sich unter ihm ausbreitete.

Scheinbar unwiderstehlich vom klaren Klang dieser Stimme angezogen, nahm der Wind nochmals all seine Kräfte zusammen. Als er den Felsvorsprung erreicht hatte, segelten die Laubblätter kraftlos um die Gestalt des jungen Mädchens, streichelten kurz dessen nackte Füße und blieben dann am Boden liegen. Das lange, blonde Haar des Mädchens kräuselte sich im sterbenden Atemzug des Windes. Die Melodie verstummte. Kurz darauf ertönte

der durchdringende Schrei eines Adlers, der hoch oben am Himmel seine Kreise zog. Dann war es wieder still.

„*Lyyys!!!*“

Das Mädchen sah auf und horchte.

„*Lyciëëëelle!!!*“

Dem Ruf folgend sprang das Mädchen die Felsenstufe herunter, kletterte geschickt an der Seite des Berges hinab, hangelte sich von einem Vorsprung aus in die Krone eines Baumes und glitt von dort aus sanft auf den Waldboden. Geduckt hielt das Mädchen einen Augenblick inne.

„Lyciëlle?“

Die Stimme war nun ganz nahe. Ein Lächeln umspielte die blutroten Lippen des Mädchens. Kurz darauf raschelten die Zweige eines nahe gelegenen Gebüschs und ein kleiner Junge, der sich suchend umsah, teilte mit seinen dünnen Armen die Zweige.

„Suchst du etwa mich?“

Der Knabe wandte hastig den Kopf und holte Luft. „Ich wüsste nicht, wer sonst noch deinen Namen trägt?“, antwortete er trotzig und trat auf sie zu. „Herr Bontor schickt mich!“

„Tatsächlich?“ Lyciëlle schaute den Jungen an. Doch sie schien nicht auf ihn, sondern an ihm vorbei zu starren, als sich ihre Blicke verfinsterten.

„Was ist?“

„Rühr dich nicht!“, flüsterte Lyciëlle unheilvoll und tat vorsichtig einen Schritt zur Seite, ohne jedoch den Blick von dem *Etwas* hinter dem Jungen zu lösen. „Keine hastigen Bewegungen!“

Die rosige Farbe im Gesicht des Jungen war einer plötzlichen Blässe gewichen.

„Wa-was ist denn da?“

„Esss ...!“

„Ly-Lyciëlle!“, piepste der Junge, „d-du machst mir Angst!“

Langsam drehte er sich um.

„Ahhhhhhhhhh!“

Ein Schrei entfuhr seinem Mund, als er mit einem derben Ruck von den Füßen gerissen und zu Boden geworfen wurde. Ein riesiges, hundeähnliches Raubtier war auf ihn zugesprungen und drückte ihn nun mit mächtigen Pfoten in das weiche Gras.

Gleichzeitig begann Lyciëlle laut zu lachen. „... Namea, runter von ihm!“

Ihr Befehl ging in ihrem Gelächter unter, doch das Tier gehorchte und kam zu ihr.

Wie erschlagen lag der Junge im Gras und rührte sich nicht. Seine Brust hob und senkte sich. Er blinzelte und richtete sich dann mit zitternden Knien wieder auf. „Das – ist – nicht – witzig!“, keuchte er. „Ich wäre vor Angst beinahe gestorben!“

Lyciëlle, die vor lauter Lachen nach Luft japste, stiegen die Tränen in die Augen, während Namea fröhlich kläffend um sie herumsprang und dabei eifrig mit dem Schwanz wedelte.

„Lys, ich dachte, es wäre dieser gefräßige Waldmensch, vor dem Großmutter immer warnt.“

„Hahaha, du hättest dein Gesicht sehen müssen!“

„Ich finde es *gar nicht lustig*, Lyciëlle!“

„Ach Pedro! Das sind nur Geschichten ... nichts weiter.“

„Du hast gut reden. Man wird ja auch nicht jeden Tag von einem Wolf überfallen.“

Verärgert klopfte der Knabe seine Sachen ab. Unterdessen stahl sich Lyciëlle leise davon.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis Pedro begriff, dass Lyciëlle schon wieder untertauchen wollte. Er rannte hinter ihr her. „Nun warte doch mal!“ Er versuchte, im Laufschrift mit ihr mitzuhalten.

„Die Sonne geht gerade erst auf! Was möchte er denn zu so früher Stunde von mir?“

„Das frage ich mich auch. Was kann schon so wichtig sein, dass er mich, ausgerechnet *mich*, zu dir schicken muss?“

„Du bist eben der Einzige, den er wahrscheinlich so früh am Morgen angetroffen hat.“

„Mmmh ...“, brummte er. „Ich glaube das nächste Mal bleibe ich lieber im Bett.“

„Ach komm schon!“ Lyciëlle, die ihren Streich inzwischen bedauerte, versuchte Pedro zu trösten. „Was will mein Großvater denn nun von mir?“

Der Junge zuckte die Schultern. „Keine Ahnung, sagte ich doch schon – aber abgesehen davon, es wird soeben das Frühstück vorbereitet und – Pedro verdrehte die Augen, verschränkte eingeschnappt seine Arme und gab seiner Stimme einen betont weiblich hysterischen Klang – *als Mitglied des Zigeunerklans wäre es nicht schlecht, wenn sie öfter am Mahl teilnehmen würde, so wie wir alle!*“

„Wer sagte das?“, fragte Lyciëlle und schmunzelte beim Anblick seiner verdrehten Augen.

„Kasila!“

„Was? Die?“ Lyciëlle verspürte einen Anflug von Zorn. „Sie soll ihre Nase gefälligst aus meinem Leben heraushalten!“

„Sie mag dich nicht besonders, wie?“

„*Mögen?* Manchmal habe ich das Gefühl, sie *hasst* mich! Wahrscheinlich bin ich ihr ein Dorn im Auge, weil

Großvater und ich uns so gut verstehen, dass für sie in seiner Welt einfach kein Platz ist!“

Pedro schwieg. Dann meinte er wie fast beiläufig: „Ich mag sie auch nicht besonders. Sie ist immer so streng und ...“ - er beugte sich an Lyciélles Ohr, so, als befürchtete er, Kasila könnte hinter einem Baum lauern und ihn hören - „wenn du mich fragst, so ist sie nur scharf auf den grünen Stein!“

Er deutete auf seinen Oberarmreif, auf dem zwei Fischotter zu sehen waren, die sich verspielt ineinander verbissen hatten. Dies war das Symbol des Otterklans. Es diente seinen Mitgliedern als Erkennungszeichen und war zugleich Ausdruck der verwandtschaftlichen Zugehörigkeit. Zigeunerklans, die in anderen Gegenden des Landes wohnten, hatten andere Tiere als Sinnbilder und waren daher innerhalb einer Sippe überall und jederzeit zu erkennen. Die Zigeuner hüteten die Ringe sorgsam wie einen Schatz und legten sie niemals ab, auch nicht im Schlaf. Sie waren eine Familientradition, ein Bekenntnis zur Sippe der Zigeuner. Der „Grüne Stein“ war ein winziger Smaragd, der in den Ring des Sippenanführers des Otterklans eingearbeitet war. Die Fischotter umklammerten ihn mit ihren Klauen wie einen Ball. Der Smaragd war ein Zeichen des Respekts und der obersten Würde. Die Ehre, diesen Ring zu tragen, oblag einzig und allein dem Anführer und seiner Frau.

Bontor war das Oberhaupt des Otterklans und Lyciélles Großvater. Seit einigen Jahren jedoch bewahrte er den Ring seiner verstorbenen Ehefrau in einer Truhe auf und weigerte sich, ihn an eine andere Frau weiterzugeben. Bontor hatte zwar einen Sohn, Sandor, der bereits seit vierundzwanzig Jahren verheiratet war, doch die Ringe

wurden erst mit dem Ableben des Oberhauptes dem Nachfolger übergeben.

Sandor und seine Frau Lymonia befanden sich zu dieser Zeit schon seit vier Monaten bei ferner Verwandtschaft, dem M Löwenklan, im Süden des Landes am Meer. In zwei Tagen sollten sie mit der Postkutsche zurückkehren. Vielleicht würde Bontor die Initiative ergreifen und seinen Sohn schon eher als vorgesehen zu seinem Nachfolger machen.

Das Frühstück war beinahe beendet, als Lyciëlle mit dem Jungen aus dem Wald kam. Namea, die schneeweiße Wölfin, blieb im Schatten der Bäume. Nur selten ging sie weiter als bis zu Lyciëlles Wagen, der unmittelbar am Waldrand stand.

Lyciëlle schritt geradewegs auf das niedergebrannte Lagerfeuer zu, das jeden Abend in der Mitte der kreisförmig abgestellten Planwagen entzündet wurde. Die Asche atmete noch kleine, weiße Wölkchen aus. Bontor blickte sofort auf, als er Lyciëlle nahen sah, sagte jedoch kein Wort. Lyciëlle ließ sich neben ihm auf die Baumscheibe sinken, pustete sich eine Haarsträhne aus der Stirn und schnappte sich den altersschwachen Kater, der soeben versuchte, unbemerkt an ihr vorbei zu schleichen. Der Lärm von eifrigen Gesprächen und Unterhaltungen erfüllte den Platz.

„Du hast mich rufen lassen, Großvater?“

Bontor war nicht wirklich ihr Großvater, aber Lyciëlle hatte ihn schon als kleines Mädchen immer so genannt und das war er für sie geblieben. Ihre Eltern hatte sie nie kennengelernt. Von Bontor hatte sie erfahren, dass ihre Mutter bei ihrer Geburt gestorben war und ihr Vater sich

darauf das Leben genommen hatte. Bontor hatte sie aufgenommen und wie sein eigenes Kind großgezogen.

„Hat dich Pedro also gefunden?“ Er gluckste amüsiert.

„Nun ja ... mehr oder weniger!“

Bontor sah sie an und schmunzelte gütig. Sein weißbraunes, ausgedünntes Haar fiel über seine buschigen Augenbrauen, unter denen graugrüne Augen hervorstulpten.

„Was hast du denn da oben gemacht?“

Lyciëlle überraschte es nicht, dass er wusste, wo sie gewesen war. Er hatte einen siebten Sinn und schien ihr aus der Seele lesen zu können.

„Nachgedacht!“

„Ahhh! Und worüber, wenn man fragen darf, kleine Prinzessin?“

Lyciëlle lächelte. Seit sie denken konnte, hatte er sie schon immer so genannt. Sie liebte es, wenn er sie so nannte. Nicht der Worte, sondern der Wärme wegen, die er in sie legte. „Es ist dieser Traum.“

Bontor atmete tief ein. „Das dachte ich mir! Und? Weißt du jetzt, was er bedeutet?“

Lyciëlle senkte den Kopf. „Nein ... die Geister sind schweigsam wie die Sterne.“

Er lachte. „Das hat deine Großmutter auch immer gesagt, als sie so alt war wie du!“

„Wirklich?“ Das Mädchen sah mit leuchtenden Augen auf. Sie hatte ihre Großmutter nie richtig kennengelernt.

„Jahh! Und weißt du, was ich ihr damals sagte?“ Er machte eine Pause, um Lyciëlles Neugierde zu wecken.

Lyciëlle blickte ihn abwartend an.

„Die Antwort darauf liegt nicht selten in dir selbst.“ Er tippte mit seiner Hand auf Lyciëlles Herz und nickte ihr zu.

Ein Moment der Stille breitete sich aus, bis Lyciëlle einfiel, warum sie gekommen war.

„Warum hast du Pedro geschickt, mich zu holen? Doch nicht wegen *Kasila*?!“ Lyciëlle funkelte ihn mit ihren Augen an.

„Nein, nein.“ Er lachte. „Aber ich hielt es besser, dich von deinen Gedanken loszureißen. In letzter Zeit bist du oft dort oben ... *zu* oft für meinen Geschmack! Irgendetwas ist los. Gibt es vielleicht etwas, was ich wissen sollte?“ Bontor schaute Lyciëlle fragend an.

Sie zögerte einen Moment. „Was bedeutet es, wenn Träume klarer werden?“

Der Alte runzelte die Stirn. Sein Blick schien für Sekunden abzuschweifen, dann fasste er ihre Hand und seufzte. „Es kann alles bedeuten ... und nichts!“

Lyciëlle sah ihn verwirrt an. „Was genau meinst du damit? Wie kann ...“

Doch Bontor schüttelte den Kopf. „Träume kann nur der Träumer selbst begreifen. Eines Tages wirst du das schon verstehen!“

Lyciëlle hasste diesen Satz. Aber sie kannte Bontor gut genug, um zu wissen, dass er es ihr nie zu leicht machte. Und doch missfiel ihr es, wie ein kleines Kind behandelt zu werden, obgleich sie wusste, dass er seine Gründe hatte, wenn er mit bestimmten Dingen nicht herausrückte. Immerhin kam es selten genug vor, dass er etwas verschwieg.

Bontor warf Lyciëlle einen gütigen Blick zu, ehe er sich erhob und zu einer Gruppe von Männern ging, die ihn eben zu sich gewunken hatten. Eine Schar Kinder drängte sich an ihm vorbei. Ihr Geschrei und Gelächter schallten in den Wald hinein. Lyciëlle folgte ihnen mit

den Augen und musste selbst lachen. Ihr schien, als wäre sie selbst noch ein Kind, dabei war sie doch schon neunzehn Jahre alt.

Als sie sich schließlich erhob, um einer schwarzhaarigen Zigeunerin beim Einsammeln der Holzschüsseln zu helfen, sprang der Kater scheinbar erleichtert aus ihren Armen und streunte davon. Eine Gruppe junger Männer saß noch zusammen und unterhielt sich. Sie bemerkten Lyciëlle erst, als sie herantrat und mit ausgestreckter Hand nach ihren Schalen verlangte. „Na, wie viele Mädchen habt ihr denn heute schon wieder durchgehechelt?“

Rinoy, ein gutaussehender, junger Bursche, lächelte sie an und meinte schließlich: „Wenn ich richtig gezählt habe“ – er tippte nachdenklich seine Fingerkuppen an – „war es bis jetzt nur *ein* Mädchen.“ Er grinste.

„Wirklich erstaunlich Rinoy! Ich hätte nicht gedacht, dass du schon bis eins zählen kannst, ohne dich zu erzählen!“

Mirho, sein älterer Bruder, der zu seiner Rechten saß, brach in schallendes Gelächter aus und klopfte ihm auf die Schulter. Bevor Rinoy darauf antworten konnte, fiel ihm eine junge Zigeunerin ins Wort, die hinter ihm stand.

„Ach weißt du was, Brüderchen, bevor du jetzt irgendetwas erwidert und dich mit Komplimenten überschlägst, könntest du dich doch ausnahmsweise ein wenig nützlich machen, oder?“

Alea war Rinoys Zwillingsschwester und drei Jahre älter als Lyciëlle. Sie war selbstbewusst und verstand es, sich gegen ihre beiden Brüder durchzusetzen.

„Komm, Lys“, wandte sie sich an Lyciëlle, „Kasila will, dass wir noch einmal die Tänze für unseren Auftritt morgen durchgehen. Sie wartet bereits ungeduldig auf

dich! Und, wenn du mich fragst, ist *Ungeduld* noch reichlich untertrieben. Lass das Geschirr einfach stehen, wenn du den heutigen Tag überleben willst!“

Lyciëlle war von der Nachricht nicht erfreut. Wie konnte sie nur die Tanzstunde vergessen haben? Matt grinsend drückte sie Rinoy den Stapel schmutziger Teller in die Hände, kehrte mit einer graziösen Bewegung auf dem Absatz um und ging mit Alea davon, während Rinoy verduzt dreinblickend mit dem Geschirr in den Händen dasaß und seufzte. „Ist sie nicht süß?“

„Was wollte denn Großvater von dir?“, fragte Alea, nachdem sie sich einige Schritte entfernt hatten.

„Och, nichts Besonderes!“, erwiderte Lyciëlle, die keine Lust hatte, mit Alea darüber zu sprechen.

Lyciëlle war in Aleas Familie aufgewachsen. Alea und ihre Brüder Mirho und Rinoy waren für sie wie Geschwister, auch wenn diese äußerlich keine Ähnlichkeiten mit ihr hatten. Aus dem Gesicht der dunkelhäutigen, schlanken Alea blitzten lang gewimperte, schwarze, sehr lebendige Augen. In stressigen Situationen oder wenn sie ungeduldig wurde, hatte sie die Angewohnheit, gegen ihren kastanienbraunen Pony zu pusten, der ihr über der hohen Stirn hing. Alea war sehr sorgfältig, äußerst vorsichtig und zog Vernunft dem Gefühl vor. Ihre beiden Brüder waren von mittlerer Statur, schlank und besaßen wohlgeformte, muskulöse Schultern und Arme. Von seinem Wesen her war Rinoy impulsiver als seine Geschwister, was oftmals dazu führte, dass er zuerst handelte, bevor er seinen Verstand einschaltete.

Lyciëlle dagegen hatte beinahe schneeweiße Haut und hüftlanges, blondes Haar. Mit ihren eisblauen Augen, in denen immer etwas Verträumtes, in die Ferne Schwei-

fendes lag, war sie außerordentlich hübsch, beinahe von übernatürlicher Schönheit, und doch kindlich anzusehen. Bei allem, was sie tat, ließ sie sich von ihrem Herzen leiten.

Alea sah Lyciëlle misstrauisch von der Seite an. Sie hatte denselben scharfen Blick wie ihr Großvater und sie hätte sicher nicht nachgelassen, sie weiterhin zu fragen. Aber sie waren soeben an dem Planwagen angelangt, vor dem Freiko, eine Zigeunerin mit schwarzem, buschigem Haar, bereits wartete. Neben ihr stand eine ältere Frau, der die Zornesröte ins Gesicht geschrieben stand. Als sie Alea und Lyciëlle nahen sah, kam sie wütend auf die beiden zugewatschelt und baute sich vor Lyciëlle auf. „Junges Fräulein, auch wenn du tausendmal unter Bontors schützender Hand stehst, so ist das noch lange keine Sondergenehmigung für dich, andauernd zu spät zu kommen!“

Lyciëlle öffnete den Mund, um etwas zu erwidern.

„Ich möchte nichts hören! Husch, husch, zieh dich um! Und zwar schnell!!!“

Mit sanften Stößen schob sie Lyciëlle in einen Wagen, wo ihr Kleid bereitlag. Nach wenigen Minuten kam Lyciëlle wieder heraus.

„Wird aber auch langsam Zeit!“, rief Kasila fuchsig. „Lasst uns endlich anfangen!“

Lyciëlles Fingerspitzen hatten kaum das Tamburin berührt, als die alte Zigeunerin bereits anfang, herumzunörgeln. „Lyciëlle, wie wäre es, wenn du dein Haar aus dem Gesicht nehmen würdest? Du bist kein wildes Tier mit einer zottigen Mähne!“

„Ich trage mein Haar so, wie ich es will!“, gab Lyciëlle leicht errötet zurück, doch Kasila ignorierte sie.

„Und bewege deine Hüfte im Takt. Nicht so steif. Lass deine Arme locker!“

Lyciëlle hielt in ihrer Bewegung inne. Ihre Augen funkelten Kasila wütend an, die sich mit gekräuselten Lippen umdrehte und Freiko anerkennend zunickte. Freiko, der die Situation sichtlich unangenehm war, warf Lyciëlle einen entschuldigenden Blick zu.

Lyciëlle war es, als liefe ihr eine heiße Flüssigkeit über die Haut. Sie konnte diese Frau nicht ausstehen. Sie hasste sie.

Alea sah ihre kleine Schwester mitleidsvoll an und flüsterte: „Mach dir nichts daraus. Das sagt sie doch nur, um dich zu schikanieren. Wir wissen doch alle, dass du gut tanzt.“

Lyciëlle biss sich auf die Lippen. In der Tat wurde sie immer wieder für ihr Talent bewundert. Warum nur behandelte Kasila sie immer so herablassend? Konnte sie etwas dafür, dass Bontor sie wie sein eigenes Kind aufgenommen hatte?

„Kein Zweifel“, knirschte Lyciëlle, „sie ist die schlimmste Frau der gesamten Sippe. Ein widerliches Schleimungeheuer! Selbst eine Nacktschnecke ist schöner als sie!“

Alea lachte hinter vorgehaltener Hand, als sie sich vorstellte, wie Kasila durch das Gras kriecht und dabei eine dicke, grüne Schleimspur hinter sich herzieht.

„Was habt ihr dort hinten zu tuscheln?“, fauchte Kasila. „Los, los ... wir probieren es noch einmal.“

Stöhnend gingen sie nochmals alle Tanzschritte durch. Kasila stand kurz davor, ihre angestaute Wut an Lyciëlle auszulassen, da tauchte Bontor auf und klatschte begeistert in die Hände. „Großartig, wirklich außerordentlich bezaubernd!“

Langsam entwich Kasilas Atem aus ihren geblähten Lungen. Es war, als hätte jemand mit einer Nadel die Luft aus einem Ballon gelassen, bevor er platzte. Sie errötete. „Ohh, f- findet Ihr? Also naja ... ja, ich denke ... ich meine, ich wollte eben sagen ... ja, was wollte ich denn sagen?“

„Dass sie nun nicht mehr üben bräuchten?“, half Bontor ihr auf die Sprünge.

„Jahh, das wird es gewesen sein.“

„Ah, da komm ich also genau richtig!“ Bontor zwinkerte Alea und Lyciëlle zu. „Wie wäre es, wenn du mit mir eine Tasse Tee trinken würdest?“

Kasila wirkte verwirrt und stammelte nur noch ‚Ja ...‘, ich glaube, das sollte ich tun, als Bontor sie beim Arm nahm und fortführte.

Ein neuer Tag brach an. Es war ein ganz besonderer Tag für Lyciëlle. So lange hatte sie darauf gewartet und nun konnte sie vor Aufregung kaum noch still sitzen. Sie durfte heute das erste Mal an dem Festspektakel in der Stadt teilnehmen, nachdem sie ihrem Großvater mit diesem Wunsch wochenlang in den Ohren gelegen hatte.

Alea, Rinoy und Mirho waren schon viele Male in Torole gewesen. Immer wieder hatte Lyciëlle sie wissbegierig ausgefragt und jedes Mal hatte sich ihr Verlangen gesteigert, die Stadt mit eigenen Augen zu sehen und zu erleben.

Heute war es endlich soweit. Die Zigeuner bepackten einen Planwagen mit Instrumenten, Tüchern, hölzernen Keulen, Fackeln, Blumen, Kostümen und vielen anderen Dingen, die sie für ihr Schauspiel benötigten.

Mirho stand etwas abseits und blickte zum Himmel hinauf. „Es scheint ein schöner Tag zu werden. Nicht das kleinste Wölkchen ist zu sehen!“

„Um – so – besser!“, schnaufte Rinoy, der soeben eine schwere Kiste in den Wagen lud. „Möchtest du nicht doch mitkommen?“, fragte er seinen Bruder, während er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Mirho lachte auf. „Nein, danke. Zwar würde ich gern euer Schauspiel sehen, aber die Stadt ist nichts für mich. Außerdem muss doch einer dableiben und auf die Zwerge hier aufpassen.“ Mit seiner Hand verstrubbelte er den lockigen Schopf des kleinen Mädchens, das auf seinem Arm saß und mit großen Augen beobachtete, wie der Wagen bepackt wurde.

„Na schön, wie du willst!“ Rinoy zuckte mit den Schultern und schwang sich auf den Bock.

In diesem Moment kam Bontor, um sich zu verabschieden. „Ahh, es ist ein herrlicher Tag, findet ihr nicht? Genau richtig für einen Markttag mit Gauklerspiel. Die Stadt wird heute gut besucht sein.“

Alea lachte. „Und die Wachen werden irgendwo im Wirtshaus sitzen und ihren Frust im Wein ertränken.“

„Ach, die haben uns noch nie Probleme gemacht!“, meinte Fox, ein junger Mann mit kurzem, orangerotem Haar, der damit beschäftigt war, ein kleines, geschecktes Pony, dem die braune Mähne über den Augen hing, hinten an der Kutsche festzubinden.

„Als würden *die* jemals ein Problem für uns sein!“, rief Lawirco vom Kutschbock und lachte. Er war bereits fünf- undzwanzig Jahre alt, was ihn nicht davon abhielt, sich in seinen Kommentaren zurückzuhalten. Er liebte es, Witze auf Kosten anderer zu reißen.

„Naahh? Unterschätzt sie nicht!“ Bontor schmunzelte belustigt. „Ihr könnt es ja versuchen und ihnen auf die

Füße treten. Schätze, sie werden es nicht mögen. Wenn ihr meine Meinung dazu hören wollt -“

„Müssen wir ja wohl“, unterbrach ihn Lawirco gekünstelt seufzend.

„dann würde ich mich auf keinen Ärger einlassen“, fuhr Bontor unbeirrt fort. „Ich wohne sehr gern hier und würde es euch krummnehmen, wenn Fürst Vostar uns von hier vertreiben würde, nur weil wir Unruhe stiften.“

Ein flüchtiger Blickaustausch zwischen Rinoy, Alea, Lycielle, Lawirco, Fox und Mirho sagte ihnen, dass sie alle das Gleiche dachten. Sie alle erwarteten, dass Bontor wieder mit seiner Predigt anfangen würde, die sie seit Kindesbeinen an auswendig kannten.

Vostar war der Landesfürst der Fennford, die sich vom Horomasgebirge über die Stadt Torole im Westen des Königreiches Faklon bis zum großen Ozean erstreckte. Er war ein launischer, aber königstreuer Ritter Anfang fünfzig, der dem Otterklan erlaubte, das kleine Landstück beim Wald am Fuße des Gebirges zu bewohnen. Einfacher Grund für diese Freigiebigkeit war, dass Vostar das Zigeunerschauspiel liebte. Winlor, Bontors Vater, der das andauernde Herumwandern sattgehabt hatte, kam diese Leidenschaft sehr gelegen, obgleich er den Otterklan dazu verpflichtete, regelmäßig auf den Märkten in Torole zu gaukeln. Nach Winlors Tod hatte Bontor nie das Bedürfnis gehabt, dieses Abkommen aufzulösen und wieder auf Wanderschaft zu gehen. Immerhin hatte der Otterklan dadurch seit fast dreißig Jahren seinen Frieden.

„Na dann macht mal los!“, sagte Bontor, ohne es sich nehmen zu lassen, noch einmal einen strengen, väterlichen Blick in die jugendliche Runde zu werfen. „Viel Spaß,

meine kleine Prinzessin“, er küsste Lyciëlle auf die Stirn, „und sei vorsichtig!“

„Bin ich doch immer, Großvater!“, erwiderte Lyciëlle, während Bontor zweifelnd eine Augenbraue hob und lächelte. „Ich weiß, ich weiß! Genauso vorsichtig wie ein Schmied bei der Arbeit, nicht wahr?“

Bontor wandte sich Alea zu, die ihm zum Abschied einen Kuss auf seine runzlige Wange drückte. Dann trat er mit gesenkter Stimme an Rinoy heran. „Ich möchte, dass du auf Alea und besonders auf Lyciëlle aufpasst! Ich will nicht, dass ihnen irgendetwas zustößt. Die Stadt ist leider nach wie vor tückisch; nicht selten sogar gefährlich, wie alle Orte, an denen viele Menschen zusammenkommen, insbesondere an Festtagen wie diesen.“

„Aber es ist noch nie etwas passiert. Du brauchst dir wirklich keine Sorgen machen.“

„Nein, Rinoy, ich will, dass du ein Auge auf sie haben wirst – auf *beide*!“

Rinoy stöhnte und nickte. „*Zwei Augen!*“

„Gut! Ich weiß, auf dich ist Verlass!“

Die Pferde setzten sich in Bewegung. Ihre schweren Hufe stemmten sich in die aufgeweichte Grasnarbe und hinterließen tiefe Abdrücke. Die Abschiedsrufe der Zurückbleibenden begleiteten sie bis zum Waldrand. Bald schon war die Gruppe hinter den Bäumen verschwunden. Der Wagen klapperte über Wurzeln und streifte den hohen Farn. Die kräftigen Zugponys stapften gemächlich über den staubigen Pfad und knabberten überhängende Zweige ab. Sie trotteten sogar unbeirrt weiter, als eine weiße Wölfin am Wegesrand auftauchte.

„Rinoy! Bitte halte kurz an.“

Die Räder hielten. Sofort stemmte sich die Wölfin schwanzwedelnd mit den Vorderpfoten auf den Wagen. Die rote Zunge hing ihr über den spitzen Zähnen und mit ihren treuen, schwarzen Augen schaute sie Lyciëlle fragend an.

Lyciëlle lächelte und strich ihr mit den Fingern über den Kopf. „Tut mir leid, Namea, aber diesmal kann ich dich leider nicht mitnehmen.“

„Lys, komm schon, wir müssen weiter!“ Lawirco drängte.

Rinoy knallte mit dem Zügel, worauf sich die kräftigen Pferde ins Geschirr legten. Namea folgte ihnen bis zum Waldrand, wo sie ihnen im Schatten der Bäume verborgen traurig nachsah.

„Also Lys, die Stadt ist neu für dich, deswegen solltest du einiges beachten.“ Alea hatte ihren typisch sachlichen Alles-hört-auf-mich-Blick aufgesetzt und fuhr fort: „Wir meiden es, unnötig mit anderen Menschen zu plaudern. Das bringt meistens nur Ärger. Du solltest wissen, dass wir nicht überall gern gesehen sind. Vostars Soldaten lassen uns weitestgehend in Ruhe und an Tagen wie diesen herrscht ohnehin Narrenfreiheit. Das heißt jedoch nicht, dass sämtliche Regeln abgeschafft sind, Lys.“

Alea hatte den Nachsatz absichtlich betont, denn sie kannte Lyciëlle inzwischen gut genug, um zu wissen, dass sie jede kleine Lücke im Regelwerk schamlos ausnutzte.

„Was für *Regeln*?“ Lyciëlle wusste kaum etwas über das Leben in einer Stadt, jedenfalls nicht mehr als aus den Erzählungen der anderen. Sie hatte ein vages Bild im Kopf, das sich größtenteils aus ihren eigenen Vorstellung zusammensetzte als aus Realitäten.

„Tja, das frag ich mich auch manchmal“, meinte Lawirco und grinste. „Ich habe ohnehin das Gefühl, dass sie immer

dann neu erfunden werden, wenn es den Herren gerade in den Kram passt.“

„Niemand hat dich gefragt“, blaffte Alea ihn an, die es nicht leiden konnte, in einem ernsthaften Gespräch unterbrochen zu werden. Sie schnaufte und fuhr fort: „Für uns ist ohnehin nur eine Regel wichtig: Bis auf die Auftritte gilt *absolute Unauffälligkeit*. Klar?“

Lyciëlle nickte. Das war für sie sowieso kein Problem.

Die Pferde zogen den Wagen schnaufend über die Hügelkuppe. Lyciëlle hechtete nach vorn auf den Kutschbock. In der Ferne, hinter reifen Getreidefeldern, zeichnete sich die alte Stadtmauer von Torole ab. Dahinter sammelten sich die unzähligen Dächer der grauen Häuser, die von dem spitzen Turm der Stadtkirche überragt wurden.

Kurze Zeit später erreichten sie die Stadt. Die Torflügel standen weit offen. Ein paar Wachen waren davor postiert und beobachteten die Händler und Wagen, die von allen Seiten herbeiströmten.

Fasziniert ließ Lyciëlle ihre Blicke über jeden einzelnen Mauerstein schweifen, während sie das Tor passierten. Ratternd rollte der Wagen über das grobe Pflaster der Straße. Lyciëlle war schier überwältigt von der Farbenpracht und den neuen Eindrücken, die auf sie einströmten. In diesem Moment wünschte sie sich, einhundert Augen zu haben, um nichts zu verpassen.

Die Häuser waren mit Blumen und Schleifen geschmückt; in den niedrigen Fenstern standen Figuren aus Obstschalen und Strohmannchen. Selbst die Rinne-
steine in den Gassen waren an diesem Tag sauber gefegt. Auf dem Marktplatz herrschte reges Treiben, wie wohl an den üblichen Werktagen auch, abgesehen von den unzähligen Akrobaten und Gauklern, die über die aufgestellten

Holztische tanzten, sich unter das Volk mischten und ihre Späße machten. Ein ständiges Kommen und Gehen belebte die staubige Straße. Emsig liefen die Menschen über den Markt, schauten mal hier nach dem Gemüse oder dort nach dem Geflügel. Mägde und Händler schrien ihr Angebot weithin vernehmbar über den Platz und versuchten die schrillen Rufe der Artisten zu übertönen. Schweine grunzten und Gänse schnatterten wild durcheinander. Ein Duft von Kräutern lag in der Luft, der sich mit Tiergeruch und Schweiß vermischte. Der Töpfer bangte um seine Ware und der Tuchmeister klopfte fluchend in regelmäßigen Abständen seine Stoffe ab. Soeben wurde ein hölzerner Torbogen mit Strohblumen, Äpfeln und Schleifen aufgerichtet und vertäut.

All das nahm Lyciëlle mit leuchtenden Augen wahr. Sie hatte sich die Stadt nicht annähernd so schön vorgestellt.

Schließlich hielt Rinoy den Wagen an. Während Alea, Lyciëlle und Freiko in ihre Kostüme schlüpfen, versuchten die Jungen draußen Platz für ihren Auftritt zu schaffen. Einige neugierige Leute reckten sich bereits empor und spähten heimlich über die Köpfe der anderen hinweg.

Alea lugte durch einen Spalt im Vorhang. „Seht euch diese Menschenmenge an! Da stehen sie und gaffen!“

Lyciëlle, die sich gerade die Glöckchen an das Fußgelenk schnürte, sah auf. „Bist du aufgeregt?“

„Nein wieso? Es ist immerhin schon das fünfzehnte Mal, dass ich vor diesen Leuten tanze und ...“

Lyciëlle sah zweifelnd auf.

„Nun ja ... vielleicht ein bisschen!“

Alea half Freiko, ihr grünes Kleid im Rücken zuzuschnüren. Sie selbst trug ein gelbes, aber von ähnlichem

Schnitt, deswegen konnte sie es sich nicht verkneifen, über die tausend verschiedenen Bänder zu fluchen, was Rinoys Ohren nicht entging. Dieser befand sich gerade am Wagen und steckte daher sofort seinen Kopf hinein. „Was sind denn das für Töne, Schwesterchen?“

Genervt drehte sich Alea um. „Hättest du etwas dagegen, deinen überaus neugierigen Schädel aus der Umkleide der Mädchen zu nehmen?“, blaffte sie ihn an. Rinoy zog sich sofort wieder zurück.

Lyciëlle musste grinsen. Sie hatte kein Problem mit irgendwelchen Schnürbändern gehabt und war schon längst fertig. Bekleidet war sie mit blauen Latzhosen aus seidenem Stoff, deren Beine geweitet waren und am Fußknöchel wieder fest anlagen.

„Ich kann Alea verstehen“, meinte Freiko, die an das Gespräch anknüpfen wollte. „Ich habe auch immer Angst, dass ich meine Schritte vergesse.“

Lyciëlle zuckte mit den Schultern. „Dann denkst du dir einfach neue aus. Woher sollen die Leute da draußen wissen, was wir für Schritte gelernt haben?“

Alea blies gegen ihren Pony. Klar, Lyciëlle hatte recht. Woher konnte das Publikum das wissen? Aber so einfach konnte nur Lyciëlle denken. Das war typisch für sie. Normalerweise müsste sie es doch sein, die vor Aufregung nicht mehr stillsitzen konnte.

In diesem Moment ertönte eine Pauke und eine Geige begann, ausgelassen zu spielen.

„Es ist Zeit. Du musst raus, Lyciëlle!“

Diesmal zögerte Lyciëlle.

„Was ist?“

„Meinst du, ob Vostar auch kommt, um zuzusehen?“

Alea runzelte fragend die Stirn. „Wieso? Ich meine, er hat sich noch nie ein Spektakel entgehen lassen.“

Die Musik wurde lauter und bevor Alea anfangen konnte zu drängeln, schlug Lyciëlle den Vorhang zurück und verschwand mit einem schelmischen Lächeln, das nichts Gutes bedeuten konnte, aus dem Wagen. Freiko und Alea starrten auf den flatternden Saum des Vorhangs, der pendelnd zur Ruhe kam. Irgendwie hatten sie das Gefühl, dass sie soeben beide das Gleiche dachten.

Die Musik steigerte ihre Lautstärke. Unruhig reckten sich die Zuschauer empor und zuckten kurz darauf erschrocken zusammen, als Lyciëlle tanzend mit einem ohrenbetäubenden Knall in einer dichten, bläulichen Rauchwolke erschien. Die Glöckchen an ihrem schlanken Fußgelenk klimpern lustig im Takt, den das Tamburin vorgab. Als der Nebel verwehte, wurden Lyciëlles Umrisse schärfer. Eine Welle der Begeisterung überflutete die Menge. Mit bloßen Füßen und geschmeidigen Bewegungen schwebte Lyciëlle über das Pflaster. Beim Anblick der vielen Gesichter wurde ihr doch etwas mulmig zumute. Ihr blondes Haar gleißte im Sonnenlicht und wippte auf ihren blassen Schultern. Die Augen blitzten. Lyciëlle hüpfte mit ihren langen Beinen über den Boden und drehte sich auf den Zehenspitzen.

Jetzt sprangen Alea und Freiko hinzu und begleiteten sie. Der leichte Stoff ihrer Kleider flatterte lustig beim Tanz umher. Sie ließen ein silberdurchwirktes Tuch durch ihre Fingerspitzen gleiten und um ihre Hüften wirbeln.

Nur ein Kenner hätte sehen können, dass die beiden Mädchen für einen kurzen Augenblick gezögert hatten, denn Lyciëlle tanzte etwas völlig anderes, als sie eigentlich

sollte. Doch es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mitzuspielen. Als es Alea gelang, Blickkontakt mit Lyciëlle aufzunehmen, lächelte diese nur halbherzig entschuldigend ohne auf Aleas Zischen zu reagieren.

Das Publikum war wie verzaubert und saugte die unwiderstehlichen Blicke der Zigeunermädchen in sich auf. Erneut ertönten zwei Paukenschläge. Lyciëlle, Alea und Freiko wirbelten von der Fläche herunter. Fast gleichzeitig sprangen drei Jungen Salto schlagend in die Mitte. Rinoy präsentierte einen einarmigen Handstand gefolgt von zwei Überschlägen. Dabei wurde er von Fox und Lawirco flankiert, die mit brennenden Holzkeulen jonglierten. Genauso schnell, wie sie aufgetaucht waren, verschwanden sie auch wieder hinter einer gewaltigen Stichflamme, die Lawirco aus seinem Mund in den Himmel spie.

Die Zuschauer, von denen einige ängstlich die Hände vor dem Gesicht zusammenschlugen, sparten nicht an Applaus. Plek, der Junge, der gerade neun Jahre alt geworden war, ließ den dicken, schwarzen Kater in einer Vase verschwinden, aus der dann eine schwarze Maus gesprungen kam. Schließlich tauchte der Kater wieder auf dem Rücken des kleinen Ponys auf, wo er sich auf seine zwei Hinterbeine stellte und Männchen machte. Auf ein Kommando sprang er herunter und trug einen kleinen Lederbeutel, in den viele Münzen hineinklirrten, hoch erhobenen Schwanzes durch die Menge.

Die Begeisterung des Publikums drang bis in den Wagen hinein, wo sich die Mädchen indessen lachend umzogen. Die Aufregung war verflogen. Alea trug nun ein feurig rotes Kostüm und ein kleines Krönchen auf dem Haupt, an dessen Seite ein Schleier befestigt war. Lyciëlle, die das Haar mit einem Band zusammengebunden hatte, war

noch damit beschäftigt, die Haken ihres weißen Kleides zu schließen, als Pedro draußen mit dem Kater auf dem Arm und der Maus auf dem Kopf das Pony eine Verbeugung machen ließ und den Platz freimachte. Die Musik begann wieder zu spielen, als Alea auf das Pflaster sprang und tanzte. Sekunden später kamen Lyciëlle und Freiko dazu, die ihre Tücher durch die Luft wirbelten und die Schellglöckchen klingeln ließen. Jetzt trat Rinoy mit Fox und Lawirco auf. Sie tanzten den Mädchen gegenüber und versuchten mit akrobatischen Tanzeinlagen einander im Wettstreit für die Gunst eines der Mädchen zu übertreffen. Doch sie wurden mit verführerisch kalten Blicken abgewiesen. Als die Musik sich steigerte, hielt das Publikum den Atem an.

Rinoy umtanzte Lyciëlle, die ihr Gesicht mit dem Tuch verbarg, sodass nur die leuchtenden Augen hervorlugten. In einem Augenblick der Nähe fragte er mit gedämpftem Ton: „Nun Lyciëlle, hast du dir überlegt, ob du nicht doch mit mir gehen möchtest?“ Er machte eine Drehung und sah ihr dann wieder in die Augen.

Lyciëlle war sich nicht schlüssig, ob sie sofort antworten sollte. Sie kannte seine Umwerbungsversuche zur Genüge und das, obwohl sie wie eine Schwester für ihn war. Dann lächelte sie ihn an und flüsterte zurück: „Da musst du dir schon etwas Besseres einfallen lassen!“

Sie tanzte von ihm fort, schlug einen Bogen und gelangte wieder an seine Seite. Rinoy legte seine Hand um ihre Hüfte und zog sie zu sich heran. „Was soll ich mir denn einfallen lassen? Für dich würde ich alles tun! Du brauchst nur ein Wort zu sagen.“

Lyciëlle schmunzelte. „Da könnte ich ja in Versuchung ...“

Ein gellender Pfiff übertönte die Musik. Rinoy hielt augenblicklich in seiner Bewegung inne. Die Musik erstarb. Pedro, der mit seiner Geige auf dem Dach des Planwagens saß, machte Rinoy ein Zeichen.

Dieser reagierte sofort. „Los, wir müssen fort!“

„Was?“ Alea starrte ihren Bruder an, als hätte er soeben den Weltuntergang vorausgesagt. „Hast du sie nicht mehr alle? Wir sind mitten in der Aufführung! Du kannst doch nicht ...“ Doch weiter kam sie nicht, denn Rinoy zögerte keine Sekunde länger. Er hatte die Männer in den schwarzen Kapuzen schon eine ganze Weile misstrauisch beobachtet, die sich jetzt durch die dichte Menschenmenge drängelten. Noch ehe ihnen dies gelang, rollte der Wagen bereits in Richtung Stadttor davon.

„Was sollte das, Rinoy?“, fragte Alea.

„Ja, das würde ich auch gern wissen!“ Lycielle funkelte Rinoy mit verschränkten Armen an. Sie hatte sich so lange auf diesen Auftritt gefreut und dann so etwas.

Lawirco zuckte die Schultern und antwortete an Rinoys statt: „Man soll doch bekanntlich dann aufhören, wenn es am Schönsten ist.“

„Ruhe jetzt!“, fauchte Alea und Lawirco hob theatralisch beschwichtigend die Hände. „Also ... ich warte, Rinoy!“ Alea trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Holz.

Rinoy schwieg. Auch er machte ein finsternes Gesicht.

„Krieg ich jetzt endlich mal eine Antwort?“ Alea stieg die Zornesröte in das Gesicht.

„Ihr habt die Männer doch auch kommen sehen! Was gibt es da noch zu erklären?“

„Mein Gott, Rinoy. Das waren Vostars Soldaten ... keine Strauchdiebe. Sie sind dazu da, für die Sicherheit in der Stadt zu sorgen und nicht, um sie zu gefährden!“

„Soldaten? Das wag ich, zu bezweifeln.“

„Spinnst du? Dann waren das keine silbernen Harnische unter den Umhängen. Und die Schwerter? Ach ja, ich habe ja vergessen, dass jeder in Torole bewaffnet herumlaufen darf.“

Rinoy hatte den Zynismus in ihrer Stimme nicht überhört. „Sei nicht albern, Alea. Vostars Männer verstecken sich sicher nicht unter schwarzen Kapuzen, stehen irgendwo verborgen in der Menge und starren die ganze Zeit zu uns herüber.“

„Warum nicht? Ihnen hat unser Schauspiel eben auch gefallen, aber du musstest es ja unbedingt unterbrechen!“

„Oh ja. Und du kannst beurteilen, wann es Zeit ist zu gehen. Du weißt sicher ziemlich genau, worauf zu achten ist!?“

„Jedenfalls nicht auf die Wachen der Stadt!“

„Selbst wenn Vostar tausendmal in unser Schauspiel vernarrt ist, heißt das nicht, dass wir bei seinen Soldaten gern gesehen sind.“

„*Aber nicht an Festtagen wie diesen!!!*“ Aleas Stimme überschlug sich beinahe.

„*Alea!!!* Sag mal, wie naiv bist du eigentlich? Eben gerade an Festtagen wie diesen oder hast du Großvaters Worte schon vergessen?“

Alea öffnete den Mund und suchte nach Worten. Doch anstatt etwas zu erwidern, kehrte sie ihm schnaubend den Rücken zu. Lyciëlle sah Rinoy wütend in die Augen. Eine einsame Träne perlte von ihrer Wange, als sie sich wegdrehte. Rinoy seufzte. Er hasste es zwischen Baum und Borke zu stehen, mit anderen Worten: zwischen der Zuneigung zu Lyciëlle und seinem Pflichtgefühl gegenüber seinem Großvater und Anführer des Klans.

Hinter ihnen lagen die Mauern der Stadt, die mit jedem Schritt, den die Pferde taten, kleiner und kleiner wurde. Die pralle Mittagssonne wurde von den dunklen Baumwipfeln des Waldes verdeckt. Die Stille, die sich unter den Zigeunern ausgebreitet hatte, schien sie beinahe zu erdrücken, als Plek einen Schrei ausstieß. „Bagu ist weg!“

„Wie bitte?“ Pedro wandte den Kopf zu ihm um.

„Bagu! Mein Kater! Er muss noch in der Stadt sein. Wir müssen umkehren!“

„Kommt nicht in Frage!“, brummte Rinoy ohne sich umzudrehen.

„Ich werde ihn holen!“ Lyciëlle wollte soeben vom Wagen springen, als Rinoy ihre Hand ergriff.

„Lyciëlle, bleib hier!“

Kurzentschlossen riss sie sich los und noch ehe Rinoy reagieren konnte, war sie mit ihrem Umhang vom Wagen gesprungen.

„Warte Lyciëlle!“, rief Rinoy und drückte Lawirco, der neben ihm auf dem Bock saß, die Zügel in die Hand. „Ich komme mit!“

Lyciëlle wollte etwas rufen, aber er war schon abgestiegen. Die Pferde fielen in den Galopp und verschwanden im Wald. Das Letzte, was Lyciëlle sah, war Aleas Gesicht, welches trotz ihrer Wut doch ein wenig besorgt aussah.

„Nun bleib doch mal stehen!“

„Niemand hat dich gebeten mitzukommen, Rinoy!“

„Nun gewissermaßen schon“, meinte Rinoy, als er sie überholte. „Immerhin Großvater, den ich nicht gerade als einen Niemand bezeichnen würde!“

Lyciëlle blieb ruckartig stehen und starrte ihm in die Augen. Sie hätte es wissen müssen! „Ich brauche kein Kindermädchen“, fauchte sie.

„Das habe ich ja auch nicht behauptet!“, rechtfertigte sich Rinoy, dem die Bezeichnung *Kindermädchen* missfiel.

„Na also, dann sind wir uns ja einig!“ Lycielle schob sich an ihm vorbei.

Rinoy knirschte mit den Zähnen und lief ihr nach. „Ich kann nicht zulassen, dass du da jetzt noch einmal reingehst!“

„Warum? Weil da drinnen ein paar klappernde Schreckgespenster in Rüstungen umhergehen und mir Angst einjagen wollen?“

„Was soll das, Lys? Kannst du dir nicht vorstellen, dass es einen Grund geben könnte, wenn ich die Aufführung abbreche?“

„Ja, natürlich: Großvater!“

„Unter anderem ... und als Sohn des künftigen Oberhauptes unserer Gemeinschaft verbiete ich dir ...“

„Was?“ Lycielle drehte sich um und funkelte ihn an. Rinoy bereute seine Worte sofort. „Falls es dir all die Jahre entgangen sein sollte ... ich bin auch ein Teil deiner Familie!“

„Das ist mir nicht entgangen, aber das berechtigt dich noch lange nicht zu tun und zu lassen, was dir gefällt!“

Lycielle atmete tief ein. „Na schön, wenn du unbedingt möchtest, kannst du hier auf mich warten. Falls ich in einer Stunde nicht wieder draußen bin, kann ich dich ohnehin nicht mehr aufhalten.“

Rinoy versuchte sichtlich, sich zu beherrschen. „Warum müsst ihr Mädchen immer so stur sein?“

Er biss sich auf die Zähne. Seit er denken konnte, hatte Lycielle schon immer ihren eigenen Dickkopf gehabt. Wann hatte sie eigentlich jemals auf ihn gehört? „Wenn du